

Er scheint wöchentlich einmal in der Verbindung mit dem „Rheinischen Tageblatt“ herauszugeben. Preis monatlich 1.00 M.

Rhein Nassauischer



Lahn Volksfreund

Anzeigen sollen die erste Seite kosten. Familien-Anzeigen (außer Sterbefällen) von anderen Abonnenten 1/2 M.

Zeitung für Heimatkunde und -Liebe,

für Heimat-Industrie und -Handel.

Sonntag, den 1. August 1920

Sonntagsgedanken

Von einer Mutter.

Früher galt es als eine der ersten Elternpflichten, das Kind zur Dankbarkeit zu erziehen. Die Leute der älteren Generation werden sich noch jener scharf erdrosselten Dankesbriefe erinnern, die nach Weihnachten an Onkel und Tanten geschrieben wurden und an die eine Weihnachtsgratulation so anmutig angegliedert war.

Die Onkels und Tanten verbat sich auch diese Episteln nicht, sie gehörten ja zur Familientradition und bereicherten den wohlhabenden Menschen vor, welcher der Familie keine Schande machte. Als die Jahre voranschritten, wurde für jede Zuwendung gütiger Verwandten von mir eine „weibliche Handarbeit“ angefertigt. Darauf hielt Mutter mit eiserner Strenge. Diese Zeichen der Erkenntlichkeit begann mit gestrichenem Wachs, schritt zu gestrichenem Pantoffeln vor und erreichten ihren Höhepunkt mit gehäkelten sadesten Börsen und Brieftaschen in Bierstisch.

Ich weiß nicht, ob sich die Empfänger darüber freuten, sicherlich ward ich angehalten, mich erkenntlich zu zeigen, soweit es in meinen Kräften stand. Es wurde ein Grundstein gelegt für spätere eigene Einsicht. Ich glaube, die heutigen Kinder müssen zuviel lernen, um „weibliche Handarbeiten“ zu machen. Sicher aber ist, daß das Pflichtbewußtsein der Dankbarkeit in der Welt abgenommen hat.

Viele junge Menschen denken überhaupt nicht mehr ans Danken, oder sie schieben es auf die lange Bank und vergessen es: es gibt auch heute noch gütige Geber, die gewiß nicht nach Dank fragen. Ich glaube aber, daß aus einem säumig oder garnicht Dankenden niemals ein Geber werden wird; denn wer nicht zu danken versteht, denkt weder gerecht noch großmütig, er wird in seiner Entwicklung einer der strapellosten Verdammtener anderer sein, von denen die Welt überfüllt ist. Wenn seine eigenen Wünsche erfüllt sind, wird er keinen Blick und kein Verständnis für die Mühen und Bedürfnisse anderer haben. Wenn er notgebrungen schenken muß, wählt er Dinge, die er selber los sein möchte, ohne nachzudenken, ob sie den andern erfreuen und zu seiner Lebensart passen.

Der dankbare Mensch aber erinnert sich der Freude, die ihm von anderen durch irgend ein liebevoll gewähltes Geschenk kam und möchte die niemals ganz entrichtete Schuld an Jüngern gut machen; die Rechte menschlicher Güte fortsetzend. Dankbar sein, schließt viele Tugenden ein. Man ist nicht dankbar ohne Treue und Opfersinn. Dankbarkeit kann eine unbecommene Tugend sein; sie kann zu ungelegener Zeit Forderungen stellen, die erfüllt werden müssen. Sie verlangt ein gutes Gedächtnis und ein lebendiges Herz. Sie bedingt mehr Menschlichkeit und Christentum, als die meisten aufbringen. Gabe es sonst darben, alte Eltern reicher Leute? Gabe es Bergessene und Verlassene, die angst mit vollen Händen schenken? Gabe es das fürchterlich anklagende Sprichwort: Eine Mutter ermahnt leichter sieben Kinder, — als sieben Kinder eine Mutter?

Es gibt keine Liebe ohne Dankbarkeit. Dankbarkeit ist das Gedächtnis der Liebe. Sie wird Entfremdungen überbrücken, Erfaltungen erwärmen, Beleidigungen auslöschen durch die Erinnerung an das

Gute und Gütige, das sie empfing. Wer nicht zu vergehen vermag, kann auch nicht dankbar sein. Sie wird durch harte Zeiten zurückwandern zu den Tagen des ersten Vertrauens, der ersten Großmut, sie wird das scheinbar Gestorbene beleben, denn sie weiß, was uns einmal aus tiefer Liebe heraus geschah, gehört zu den Dingen des ewigen Lebens, welche der Mensch nicht aus der Seele verliert ohne niedriger und wertloser zu werden. Danken ist belohnt nicht bezahlet. Es ist etwas Schöneres, Größeres. Es ist das Erkennen und Verstehen fremder Güte, es ist das Gefühl des Herzens, das Liebe erwidern will. Es ist das Umarmen des Unarmten. Es ist das Lächeln der Seele, die sich im Spiegel sieht. Es ist der Widerschein der göttlichen Güte in zwei Herzen.

Die am tiefsten und nachhaltigsten zu danken verstehen, sind es, die am tiefsten zur Liebe befähigt sind. In ihrer höchsten Form ist Dankbarkeit eine schöne, edle Kunst: Es gibt Menschen, die mit einem warmen Blick, einem herzlichen Wort, einer jubelnden Freude schöner danken als andere durch kostbare Geschenke.

Sommermorgen.

Im Festland strahlen jetzt die bunten Blüten, Die Blumen heißen rot und gelb und blau, Das goldne Meer der Hecken mozt im Winde Und glitzert hell im jungen Morgenau.

Die Wachtel ruft bestetzt dort aus den Palmen, Zum Morgenruß schwingt sich die Berge auf, Und mermelnd nimmt durch laut Aehrenwischen Das klare Vögelchen sich seinen Lauf.

Und durch die heilige Morgenstille schreiten Die Schmitter in das reife Aehrenfeld. — Die Senzen grasen in die goldenen Wägen, Und müde — Palm an Palm zur Erde fallen.

S. vom Eschenweg.

Das Rheinland als Stätte alter Kultur

Von Karl Samprecht.

Der Jauer, den der Rhein und seine Uferlandschaften umgeben, beruht keineswegs bloß auf Landschaft, Klima, Luftverteilung und dergleichen ... ; er ist vielmehr das Ergebnis einer unendlich reichen Geschichte, welche noch heute in tausendfach sichtbaren Ablagerungen nachwirkt, deren Reize aber zum vollen Verständnis eine tiefere nationale Bildung und ein historisch geschultes Auge erfordert.

Der Gedächtnis, welcher die Mär vermischt, nach welcher Karl der Große in den Tagen der Traubensäfte aus seinem Grab in Aachen erwacht und in

warmen Nächten den Rhein hinaufzieht, hindurch die Weinberge bis zu seiner alten Pfalz Ingelheim, die Trauben segnend zu vollem Ertrage — der Gebildete erfreut sich nicht nur an der dichterischen Kunst der Eingebung, empfindet mehr als das; er steht voll und ganz unter dem hohen Reiz, den durchsichtigen Schleier der Erfindung heben zu können und in ihr dankbar das von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Anerkennnis der nie wachsenden Fürsorge zu erblicken, welche der große Kaiser der materiellen Erhebung seines Volkes zuwandte. Und wer wäre begabt mit geschichtlichem Ahnungsvermögen und ausgestattet mit historischer Kenntnis, den es nicht beim ersten Anblick der geschwungenen Mauern der Porta Rigra oder der Backsteinruinen der römischen Palastbauten wie ein Schauer aus jenen Zeiten entgegenweht, in welchen Römer nicht bloß hier geboten, nein, sich heimlich fühlen mit Weib und Kind, in Haus und Hof, im Heer und Staat? Ja mehr noch spricht zu uns als diese bloßen mehr oder minder dunkeln, wenn auch unmittelbar gewisser Ahnungen. Wer die Quadern der Porta Rigra, die unförmig dicken Ziegelmauern der römischen Palastbauten mit offenem und historisch geschulten Auge sieht und die geschichtlichen Möglichkeiten solcher Bauart zu überdenken vermag, echt römische Bewandlung menschlicher Kraft und menschlichen Daseins, welcher diese Reste einst ihr Werden verdanken. Und wer jene Läden in den Quadern der Porta Rigra beachtet, in die einst Bronzekammern eingriffen, welche nur mit fast übermenschlicher Kraft herausgerissen werden konnten, der begreift ohne weiteres, daß hier auf ein römisches Zeitalter Jahrhunderte gefolgt sind, ganz unabhängig der Völker; Jahrhunderte niedriger Kultur und ausgesprochener Metallarmut, in denen es trotz allen Mangels mechanischer Hilfsmittel labende Arbeit war, diese Kammern zu entfernen. Wie diese Räumerei, so sprechen aber auch an späterer Zeit Kirchenbauten und bürgerliche Architekturen, Burgen und Klöster, Brücken und Straßen, Kanäle und Eisenbahnen vernehmlich zu den Gebildeten des Volkes; in jener Form, poetisch durchhaucht, nie aufdringlich, stets wechselnd mit ein monumentaler Anschauungsunterricht erteilt, dessen Reize sich niemand entgehen kann, der die historische Vorkunde zu seinem Verständnis durchgemacht hat ... Da erhebt sich die Geschichte auf geschichteten Boden, den jedes Zeitalter befruchtet, und aus der Mitte dieser Generationen, auf dem Schauplatz, der noch Spuren von ihnen aufweist, sprechen die Großen der Vergangenheit laut und mit unmittelbarer Treue ...

Wenn ginge nicht bei einer Wanderung durch das Rhein- oder Moselland der Sinn für vaterländische Geschichte überhaupt auf? Wer fähig hier nicht im reichsten Spiegelbild der Vergangenheit die Verknüpfung des Besonderen mit dem Allgemeinen, die Durchdringung des Lokalen mit den typischen Zügen deutscher Gesamtentwicklung? Eben darin beruht nicht zum geringsten Teil der Reiz der Gegend für die Gebildeten des Volkes: Was sie einst aus schäuflicher Uebelieferung heraus in zerfallenden und unbekanntesten Formen gelernt, hier sehen sie es bildlich und eng im Raume beisammen versetzt, und ein Blick umfaßt in sicherer Begrenzung die Schicksale von Jahrhunderten. Dies Kloster, diese Burg erzählt von der Väterzeit geistlichen wie welt-

lichen Adels im Mittelalter, diese Mauern ihnen zur Seite sprechen von Aufkommen des Bürgerturns gegen den Adel, von seinem Kampf und Sieg im späteren Mittelalter, und dieser leicht gefasste Notabon innerhalb städtischer Mauern meidet von dem Zerstören, dessen georgiamste Untertanen schließlich Klosterleute und Burgherrn und Bürger zugleich werden sollten. Und nun gar die Gegenwart!

Wir sehen staatliche Verwaltungsgebäude in ersten Fürstenschloßern, höhere Schulen in Jesuitenkollegien, Kasernen in alten Kirchen; wir erblicken mittelalterliche Burgen zu Sandhäusern verfallen, frühere Wallanlagen in Gasthöfe verwandelt, Warttürme zu schönen Aussichtspunkten umgeschaffen.

Allein nicht bloß diese äußeren Reste früherer Entwicklung unseres Volkes sind noch vorhanden — viel tiefer, viel nachhaltiger wirken diese Entwicklungen in ihrer inneren Bedeutung noch im Charakter des Landes wie der Bevölkerung selbst nach.

Schon die Staatengebäude des 17. und 18. Jahrhunderts haben auch am Rhein, soweit es an ihnen lag, den modernen Staat vorbereitet; sie haben eine einheitliche Auffassung des Staatslebens zu erreichen gesucht, im Gegensatz zu der mittelalterlichen Trennung von Stadt und plattner Land, die sich noch in tausend Einzelheiten hindernd geltend machte, die aber jetzt in allen Teilen längst überwunden ist.

Die Dichtung des Rheinlands

Von Detmar Heinrich Sarnetzki, Köln.

Wenn von „des Rheines gestredten Hügel, hochgegneuten Gebieten, Auen, die den Fluß bespiegeln, Weingeshmüchten Landesweiten“ in Goethes Worten die Rede ist, erschließt sich das Bild einer Landschaft von Klarheit und zur Lebenslust einladenden Anmut. In einem solchen Lande, überreich begnadet durch Kunst und Gaben der Natur, durch Jahrhunderte in seiner Entwicklung kaum gehindert und gestört, die Bewohner wirtschaftlich in den begünstigten Verhältnissen und über Vorväter hin und Familienbeziehung erdgebunden und hingegenen an das irdische Joch, die politisch bunte und bewegte Welt durch den Wall der Berge getrennt: wie sollte im Rheinland ein reges, geistiges Leben und die Stätten als Bildungsfaktor zu besonderer Pflege kommen sein, wie sollten aus diesem Phänomen-Dasein genial-kämpferische Geister emporsteigen oder den Widerhall finden, dessen sie bedürfen zu weiteren Flügen? Wir durchlaufen die Jahrhunderte bis zur klassischen Zeit und die Länder am Rhein vom Elbe bis in die niederdeutsche Ebene und finden nur ganz vereinzelt ein Werk und einen Dichter, die auch im Reiche gehört werden: O tiffred von Weisungen im Elsaß, der mit seiner Evangelienharmonie im 8. Jahrhundert im Gegensatz zur Volksdichtung ein christliches Kunstepos anstrebte; das Annolied eines Dichters aus dem Kloster Siegburg bei Bonn, gegen Ende des 11. Jahrhunderts; Heinrich von Veldes aus der Gegend von Waistrich und Friedrich von Hunsen aus einem sächsischen Geschlecht der Pfalz, die als Begründer des höchsten Minnesangs zu gelten haben. Wir finden auch gelegentlich Kunstprose und gesellige Kunstschwärzerei, aber einen Aus-

Das Geheimfach

Zeitliche von Anna Reyle.

Mein Großvater war gestorben. Und mir, seinem erklärten Erben, hatte er seinen Schreibtisch — ein sogenanntes Zylinderbüro — vererbt.

Ich war ein bißchen enttäuscht. Nicht, daß ich etwa auf eine große Erbschaft gewartet und gehofft hätte! Es gab nämlich im altmodischen Heim meines Großvaters eine Menge Dinge, die ich gern — lieber gehabt hätte. Das alles erbt man eine Tante von mir, die jüngste Tochter des Großvaters, die unverheiratet geblieben war und für meine Begierde all und etwas beschränkt erschien, so daß ich mich später sehr wunderte, daß sie noch heiratete und eine glückliche Frau wurde.

Run wollte ich nicht recht, wofür mit dem Erbschaft. Ich hatte meinen mir liebgewordenen Schreibtisch und möchte ihn nicht entbehren. Und im Aeußeren paßte der Sekretär absolut nicht zu meinen Wädeln. Da ich es aber als pietätlos empfand, ein eben erhaltenes Erbschaft auf den Boden zu stellen, ermunte ich also eine Ede aus und setzte das Angebot von Sekretär hinein. Obwohl er dort wirkte wie ein Kadaver im Schwalbennest. In den vielen Schubläden und Fächern drachte ich Papier unter, damit er doch wenigstens einen Zweck hatte. Ein Joch war mit alten Schriftstücken meines Großvaters gefüllt — nichts Besonderes —, ich band alles zusammen und ließ es liegen. Es widerstand mir, aus irgend einem Grunde, die Sachen zu verbrennen. Ich hatte oft gehört, daß solche alten Zylinderbüros Geheimfächer hätten, aber ich konnte nichts Detaräges darin finden, so viel ich auch suchte.

Es kam der Krieg, es kam die Revolution, der Frieden, die treue, teure Zeit. Mehrere bekannte junge Frauen, die ihre Männer im Krieg verloren hatten und mit ihnen in den Pfalz, Silber und Wädel, um weiter existieren zu können. Und besonders für Wädel wurden märchenhafte Preise bezahlt — allerdings noch märchenhafter genommen. Ich sah mit stillem Verwundern unendlich, wie scheinbar leicht sie sich von allem trennten,

auch von Sachen, die ihnen lieb gewesen waren. Als wir darüber sprachen, sagten sie im allgemeinen: Wir haben selbstverständlich schwer gekämpft, ehe wir uns von lieben Erinnerungen trennten. Aber sollen wir unser Innerstes jedem erbelebigen Menschen zeigen? Und unsere geliebten Toten sind in unseren Herzen lebendig, die bleiben es auch, ohne diese rein äußerliche Pietät. Außerdem zwingt uns die Not der Zeit.

Auch ich hatte eine kleinere Wohnung genommen und liebäugelte ein wenig mit dem Gedanken, etwas Ueberflüssiges zu verkaufen.

Aber immer wieder unterließ die Ausführung, weil ich glaubte, nichts entbehren zu können — am wenigsten das Zylinderbüro meines Großvaters — merkwürdigerweise! Es war mir nämlich in der Jochszeit zu lieb und unentbehrlich geworden, daß ich gar nicht gewußt hätte, wofür mit all den Sachen, die ich in seinen vielen, vielen Schubläden und Fächern verpackt und verstaubt hatte.

Und die Zeit ging weiter. Und die Preise stiegen. Wer all die Kriegsjahre über geparkt hatte, mußte jetzt notgedrungen Reuanischaffungen machen, denn das Alte war allmählich aufgebraucht.

So ging es auch mir. Und eines Tages stieg der Kauf. In einem der Geschäfte traf ich eine mir bekannte Dame, die vergnügt und stöhlich drauflos kaufte. Als ich sie fragte, ob sie das große Los gewonnen habe, lachte sie und sagte: „Das nicht, aber alte Möbel habe ich verkauft, es gibt einfach märchenhafte Preise für alles, nun bin ich sie los — es war zudem überflüssiges und plagenhaftes Zeug. Erstens ist meine Wohnung jetzt geräumiger und hübscher, zweitens kann ich mir kaufen, was ich höchst notwendig brauche.“ Dabei zeigte sie mir ein Paar entzückende Schuhe, einen noch entzückenderen Hut, wundervolle Mäusen und was dergleichen „notwendige“ Dinge für eine Frau noch sind.

Ich ging inzwischen sorgenvoll weiter. Hatte ich mir doch nur ein Paar „gar nicht entzückende“, sondern nur praktische Schuhe und Stoff zu einem Pantel gekauft, und schon war mein Geldtäschchen leer.

Müde, abgetraut und abgepannt vom vielen Suchen und sehr nachdenklich kam ich nach Hause. Ich war gelovch nicht eitel. Und ich legte auf

besondere „Eleganz“ nicht viel Wert. Und doch — als ich all die entzückenden Sachen und Säckelchen ausgepackt sah und noch vielmehr, als ich sie kaufen sah von der Dame, die doch sonst so ziemlich in der gleichen Vermögenslage mit mir war, da hing heimlich in mir ein Wunsch auf: etwas davon — so dies oder das möchte ich auch haben.

Und da fiel mein Blick auf das alte Zylinderbüro. Groß, breit und hölzern stand es in seiner Ede. Rein, es paßte durchaus nicht in dies Zimmer zu den anderen Sachen. Falsche Pietät war es, die mich dies bisher übersehen ließ. Sicher würde es viel — sehr viel Geld dafür geben. Denn es war alt, solide Arbeit. Und etwas gab es heutzutage ja gar nicht mehr. Und dann ... konnte ich mir am Ende die entzückende Wollhose für 600 Mark kaufen, die ich „notwendig“ brauchte, und vielleicht noch ein Kleid und vielleicht ein Sogar: ein Hoarverkleid!

So ausschweifend waren meine Gedanken — aber vorläufig mußte ich ein Stündlein ruhen, ich war von all dem Sehen, Laufen, Rechnen, Kaufen und Wäneln ganz müde. —

Also — das Inferno war fertig. Beschlossene Sache, der Sekretär mußte fort! Run konnten die Käufer kommen. Und sie kamen! — O Gott, o Gott — gab es denn auf der Welt so viele Käufer, die alle ein Zylinderbüro wollten?

Wir wurde angst und bange. Ein Sturz! Geduld — nun ist es fort. Ich sehe ihm nach. Wie schwer die vier Männer an ihm zu tragen haben. Run ist die Ede leer. Ich moß mich red hinsetzen. Es ist mir ein bißchen weh und Herz. Ich sammle halb mechanisch die Schriftstücke zusammen, die in ihm so lange Platz hatten. Weiß nicht recht wofür damit. Ich werde etwas davon verbrennen. — Ah — da ist ja noch Großvaters Päckchen. — Run — Das kann auch fort. Aber nachsehen muß ich wohl noch erst.

Alle Rechnungen, ordentlich mit Rotig von Großvaters Hand, wann sie bezahlt, Briefe von Verwandten, die aber nicht weiter wertvoll sind — ein, zwei Kartens von mir, und zuletzt ein altes Notizbuch. Ich blättere es durch. Notizen: wann die schwarzbunte Kuh gefalbt, wann Holz angefahren, wieviel Auen abgelesert usw. usw., nichts Auffreundliches. Da

ist noch eine Seitentasche im Buch. — Wichtiglich nehme ich den Inhalt heraus. — Doch da trifft mich wie ein Schlag — da ist ein Brief an mich.

„Für Lottchen“, steht da mit Großvaters zärtlicher, schmürkeliger Handschrift.

Ich lese: „Mein liebes Lottchen, bald kommt noch die Zeit daß ich sterben muß. Und ich will nicht fortgehen, ohne Ordnung in meinen Sachen zu machen. Du, Lottchen, warst mir immer ein liebes draves Kind, und darum lasse ich Dir das letzte Stück meines Hausrats, meinen alten Schreibtisch. So manche sorgenvolle Nacht habe ich daran verbracht. Halte ihn wert, mein Kind. Und gib ihn niemals fremden Menschen. — Du weißt, daß ich nicht viel an Das und Gut habe. Mein Leben war nicht leicht, und vielleicht gerade darum möchte ich es Dir, dem Kinde meiner Lieblingsstochter, etwas leichter machen. Aber ich bitte Dich um eins: Rühre das Päckchen Goldstücke, die ich im Geheimfach des Schreibtisches für Dich bewahrt habe, nicht eher an, bis die große Not kommt. Und die sehe ich kommen. Vielleicht weiß ich so nahe am Sterben bin, sehe ich mehr als andere Menschenfunder. Gold behält seinen Wert. Ich gab es darum nicht zur Sparkasse. Güte mein und Dein Geheimnis gut bis zur Stunde der Not. Und Gott behüte Dich, mein geliebtes Kind.“

Strohputz.

NB. Rechts im unteren Schreibtischfach ist eine Feder von Stahl, ziemlich unsichtbar — die ziehe an, dann springt das Geheimfach auf.“

Ich war wie gelähmt. Rührung über die Liebe des alten Mannes, die ich dummes Ding damals gar nicht richtig geahnt und geschätzt hatte, weil ich nicht verstand, Scham, daß er mich zu hoch eingeschätzt hatte, denn wie hatte ich seine Liebe gelohnt? Um einen Judaslohn hatte ich das trutz Ansehen verkauft.

Und das war meine gerechte Strafe: die Goldstücke im Geheimfach des Schreibtisches.

Für ein solches Goldstück hätte ich heute soviel bekommen wie für den ganzen Schreibtisch! Wenn ich ihn noch zurückkaufen könnte! Aber das war ja unmöglich, konnte ich doch nicht den Käufer! Ich weinte und schluchzte bitterlich und — — — ertrachtete!

gangpunkt, einen streifen Mittelpunkt wie Stra-
ßen für die Gegend der Weimar für die ästhe-
tische Erziehung eines neuen Deutschlands, eine
übertragende schöpferische Persönlichkeit, maßgebend
für Zeit und Nachfolge, suchen wir im eigentlichen
Rheinland vergebens. Das bedeutet durchaus nicht,
als sie die allgemeine Kulturfrage der Rheinländer
der anderen deutschen Landschaften nicht gleichstren-
gend gewesen, was schon dadurch widerlegt ist, daß
der Rheinstrom seit altersher die natürliche Kultur-
straße der Völker war, daß Güter aus aller Welt
und damit Menschen, Ideen, Nachrichten, Wissen
über fremde Länder in diese Talbezirke strömten, daß
der rheinische Kaufmann und der römische Priester
genötigt nicht engsten Beistes und beschränkter Lebens-
auffassung waren. Aber die Kunst dienten noch in
Lagen, als der Sturm und Drang der vorläufigen
Zeit verwaist und Weimar die geistig-gewaltige
Stätte geworden war, Persönlichkeit, deutsche Würde,
nationale und Menschheitsbildung, das Wesen einer
eigenen deutschen Kultur zu schaffen, in den rheini-
schen Bänden dem reinen Lebensgenuss, sie waren
ein Schmaus, ein atzendes Spiel, kein elementares
Seelenbedürfnis, und die materielle Sinnen-
freude über die Liebe zur Literatur noch ein
weitergehendes Interesse an ihr oder gar den
literarischen Geschmack.

Auch wie die deutsche Dichtung in der klassischen
Zeit zu geistigen Höhen, zu neuen Bildungsbecken
führte, wie die Romantik einsetzte mit ihrer Wü-
derbelebung der älteren Volksdichtung, war von der
Bewegung an sich über die Anteilnahme einzelner
Menschen noch immer sehr wenig zu spüren. Erst in
der Not des Vaterlandes — und die Not ergriff
das gesamte deutsche Volk, einschließlich der Rhein-
länder — wurde der Rhein als Denkmal deutscher
Kultur und Geschichte und der Rhein und die Rhein-
landschaft als Sinnbild deutscher Eigenart und Größe
gewissermaßen neu entdeckt, nicht von den Rheinlän-
dern selbst, sondern von der Gruppe, die wir die
Romantiker nennen, und die den Rhein als deutsches
romantisches Ideal — ähnlich dem See bei den
Vierwaldstüthen und dem Rütli in der Schweiz — in
ihre Dichtungen stellten, die Sage wieder lebendig
machten, Burgen und Ritter, Mondschennächte und
die Dome der Städte besangen. Wir begegnen lite-
raturgeschichtlich bedeutsamen Namen wie Friedrich
Schlegel, der mit romantischen und nationalvater-
ländischen Ideen den Reigen eröffnet, Arnim und
Brentano, die von Heidelberg aus selbständig den
Rhein entdeckten, der letztere selbst ein Rheinländer,
geboren 1778 in Ehrenbreitstein, und May von
Echenendorf, dem ritterlichen Liebesdichter. Von
Clemens Brentano stammen die originellsten, musi-
kalishesten, nach Form und Inhalt wertvollsten
Rheinabichtungen, die je geschrieben worden sind,
von ihm die Gestalt und Sage der Rige Burle erfun-
den worden (in seinen köstlichen Rheinmärchen und
in dem Gedicht zu Bacharach am Rheine wohnt eine
Jauberin), die dann von Eichendorff und Niklas Bogt
und Boehlen aufgenommen und durch Heine in Sil-
bers Vertonung vollständig, weltbekannt und un-
sterblich wurde. Noch beständete die Deutschen, die
Welt der Rheinlande sprachwissenschaftlich weiter erschlie-
hend, von seiner Rheinreise 1814 mit der prächtigen
Schilderung des Saart Rodus-Festes zu Bingen.
Und zwei idealisch-geistesfreudige Männer erstanden,
die so einschneidend das Großdeutschtum in den
Rheinlanden betreten: Görres, der Herausgeber des
Rheinischen Merkurs, und Ernst Moritz Arndt, der
am Rhein heimlich gewordene Mägen, der Vater-
landsfreund und Freiheitskämpfer; es folgen die
charakteristischen Gestalten des gelehrten Weltmannes
August Wilhelm Schlegel als Professor in Bonn, das
langjährige Bonn Universitätsrektors Philipp
Joseph Rehfues, Heine und Simrock und zwischen
ihnen der begabte, aber vom Leben zerrissene, nicht
zur vollen Entfaltung gelangte Jean Baptiste
Rouffeau.

(Fortsetzung folgt).

Obfegen am Rhein

Von Hermann Ritter

Von einem Obfparadies, das ich vor einigen Ta-
gen sah, möchte ich in kurzen Worten berichten. Es
liegt droben im heissen Rheinlande oder besser

gefagt, das ganze heisse Hügelland, das sich zum
Rhein hinabzieht, und auf das die Rette des Laanus
hinüberreicht, ist eine einzige paradiesische Flur, auf
der in diesem Jahre in heiser Sonne eine unglaub-
liche Obstfülle reist. In lichten Wäldern schließen
die Obstbäume aneinander. Das helle Grün der
Spargelplantagen wagt zwischen ihren Stämmen
am Boden; jeder voll goldener Frucht, Gärten mit
Bohnenplantagen und sonstigen Gemüsen schießen hier
und dort Dichtungen. Weinberge steigen seitwärts die
Hügel hinauf. Hier und da taucht inselgleich ein
herrschaftlicher Park mit gewaltigen Baumriesen und
einem grünberiedelten Schloßchen in der Landschaft
auf, aber immer wieder beherrschen den Weitenan-
dernden die Dore der fruchtbeladenen Obstbäume,
diese Bilder schier unerschöpflich erscheinenden Erd-
segens.

Eine rechte Vorstellung von dem Reichtum der
hier gewonnenen Früchtemengen erhält man erst,
wenn man einen der hier in den großen Orten ein-
geschickten und täglich in der Saison stattfindenden
Obstmärkte besucht. Sie werden in der Regel in den
ersten Nachmittagsstunden abgehalten und sind in ver-
blüffend kurzer Zeit beendet, da die Nachfrage der von
außen einströmenden Großhändler das rasige täg-
liche Angebot übersteigt. Von allen Seiten rollen
dann die von dorstiger Jugend, Frauen und Mäd-
chen gezogenen und geschobenen kleinen Leierwagen,
beladen mit Obstkörben, auf den in voller Sonnen-
hitze leuchtenden Wegen herbei zur Markthalle, einem
stättlichen Saalbau, der Platz für Hunderte von Men-
schen und langen Reihen von Obstkörben bietet, und
an den Verkauf und Lagerung angeschlossen sind.
Goldgelbe Birnbäume, Aprikosen, rotbackige Pfirsiche,
frühe Birnen und Äpfel, blaue Zwetschen, grüne und
rote Stachelbeeren, Johannisbeeren reihen sich hier
in Körben von einem halben bis zu einem Zentner
Inhalt nebeneinander und hinter ihnen die Bauern-
frauen, die diese Gefäße am frühen Morgen im
Garten und Obstfeld mit den duftenden Früchten
füllten. Der Verkauf der Früchtemengen geschieht
stet nach Preisberechnung u. Besichtigungsgang der
wenigen vorhandenen Großhändler, die sich anschie-
nend eine Monopolstellung in den einzelnen Markt-
orten gesichert haben. Die Ware wird alsdann ge-
wogen und in Versandkörbe verpackt, die man
weggenommt und in Eisenbüchsen nach Köln
und in das Industriegebiet überführt. Der Verkauf
erhält sofort gegen seinen Wegezettel Barzahlung.

An dem von mir besuchten Markte werden,
nach Aussage eines Fachmannes, täglich für rund
100 000 Mark Früchte an diesem öffentlichen Ver-
kaufe abgesetzt und außerdem noch große Mengen
Obstes nebenher freihändig im Hause der Erzeuger
aufgekauft. Die Preise waren an meinem Besuchs-
tage folgende: Pfirsiche 2,30—2,50 Mark,
(höchster Friedenspreis 0,30 M.), Stachelbeeren 1,40
(0,12) Mark, Aprikosen 2—3 (0,30) Mark, Johannis-
beeren 0,80—0,90 (0,20) Mark, Birnen 1,50—1,80
(0,06—0,20) Mark, Äpfel 1—1,20 (0,08—0,10) M.,
Pflaumen 2 (0,08) Mark. Sie betragen also teilweise
noch mehr als das Zehnfache des Friedenspreises und
reichen natürlich bei weitem noch nicht heran an die
Kleinverkaufspreise, die den Händlern einen mehr als
hübschen Gewinn sichern. Der Begriff Gewinn
nimmt hier in diesem frühestrogenden, von Segen
trübenden Lande im Sinne eines noch altväterlich-
ehrlich Denkenden edelrühmigen phantastischen Formen an.
Das gesegnete Hügelland war immer reich an Er-
trägen seines Bodens. Die Mehrzahl seiner
Bewohner, die sich unter der heissen Sonne des Lan-
des in Weinbergen, Gärten, Obstgärten und auf
Feldern plagte, war aber nicht reich zu nennen. Wein
sowie Obst und Gemüse standen nicht hoch im Preise,
die Erträge seiner Wälder wurden gering bezahlt.
Aber man war zufrieden und glücklich damals. Der
Boden brachte gern hervor, was man im eigenen
Haus halt brauchte; die Frauen, die man für die mei-
sten kleinen Besitztümer zu leisten hatte, wurden
immer herausgewirtschaftet. Und alle Welt, vom
Großbesitzer bis zum kleinen Tagelöhner, konnte täg-
lich einmal in bequemer, feinerer Kostengeist dul-
dender heisslicher Fröhlichkeit nebeneinander auf der
Wirtschausebank „hoden“ und seinen großen Schoppen
„Wein“ für 20 oder 25 Pfg. trinken. Heute ist das
ganze Land reich. Schulden gibt es heute nicht mehr,
dagegen in jedem Hause Rasten voll Papiergeldbü-

del. Die besten großen Orte, die sich hier im Auge
haben, liefern mit einigen umliegenden Dörfern in
der Spargelzone, die etwa acht bis neun Wochen
währen, durchschnittlich täglich in ihre gemeinschaftliche
Markthalle 450 bis 500 Zentner Spargel. Augen-
blicklich strömt aus dem Gebiete ihres Obst-
und Gartenbauvereins täglich für ungefähr 100 000 Mark
Obst zum gemeinschaftlichen Verkaufslager. Von den
Gemüsen, dem jetzt beginnenden Bohnenertrag,
wollen wir gar nicht reden, dagegen vom Wein,
dessen phantastischer Verkaufspreis zwar etwas ge-
sunken, von einem normalen Stande aber noch so
weit entfernt ist, daß der eben erwähnte, früher mit
20—25 Pfg. bewertete einheimische Schoppen heute
an Ort und Stelle 5 Mark kostet. Dabei handelt
es sich, wie aus betrübender Erfahrung festgestellt
ist, in diesem rheinischen Lande noch nicht immer
einmal um reinen Naturwein, sondern recht häufig
um ein etwas gewollt am Tresterwein, nachträg-
licher Gefärgung und unter Benutzung von Wasser
oder Apfelsaft hergestelltes Getränk. Stellen wir
zum Schluß noch fest, daß sich, nach Auskunft von
unserem Fachmann, sachverständiger Seite das Gesamtver-
mögen im Bezirke des hier ins Auge gefassten Obst-
und Gartenbauvereins in den letzten drei Jahren um
80—90 Millionen Mark erhöht hat — die Einkünfte
aus dem Verkauf der 1919er Weine sind nicht mit
eingerechnet — so hat man einen Begriff von den
Thronreichtümern, die sich Gott Wammon in diesem segne-
ten Lande erbaut.

Die Herrschaft dieses Gottes ist verderblich wie
allenhalten. Sie entwirrt alle Begriffe von Ehr-
lichkeit und Nächstenliebe, untergräbt das Gefühl
völkischer und bürgerlicher Gemeinschaft, vernichtet
die unbesümmerte Fröhlichkeit, in der man noch
lebte, als man noch arm, bescheiden und sorgenlos
sah, und die Bevölkerung empfindet dumpf auch den
Unglauben der derart ins Land strotzenden Papiergeld-
ströme. Man kann heute hören, die sich nach Abgabe
des Reichsnotopfers, nach einem gründlichen Be-
sinnern nehmen, um einen Teil ihrer Schätze los zu
werden, um eine reinere Freude an dem verbleiben-

den Resten zu empfinden. Es ist beunruhigt über
Preisbestimmen, die aus dem benachbarten Raum
herbeischallen, wo die Händler zu den vereinbarten
und natürlich der Massenproduktion der umgehenden
entsprechenden Preisen kein einheimisches Obst her-
einbringen können, weil die Käufer vom Rheinstrom
weit höhere Preise zahlen. Und diese Händler über-
bieten natürlich, weil ihnen die Kleinverkaufspreise
ihrer Heimat einen guten Gewinn garantieren. So
macht man sich schließlich noch lustig über das dumme
Stadtpublikum, das über dieses verhältnismäßig
wertlose, wasserreiche Frisch- und Raschobst herfällt.
„Da bezahlt mir der Händler 250 Mark für einen
Zentner Weinbellenen“, sagte mir der edlere Besitzer
eines kleinen Obgartens. „Ich nehme natürlich das
Geld, aber ich verstehe nicht, wie man dort unten
4—5 Mark für dieses wertlose Zeug ausgeben kann.
Den Zentner habe ich von einem Bäumchen geschüt-
telt, auf dem wenigstens noch 50 Pfund hängen. Die
Frauen meine Frauen vertilgen, ohne sich 2 Wagen zu
verheben. Ich mag die sauren Dinger nicht, und
der Zucker, der nötig wäre, um sie einzumachen oder
in Kompott zu verwandeln, ist mir zu schade und zu
teuer. Da kaufe ich mir lieber Fleisch für die 250 M.“

Die glücklichen Deutschen haben keine Ahnung von
dem Obsthändler, der dort unten herfällt, wo die
Frauen und Mädchen keine Bäumchen schütten, nicht
vom Regen bis zum Abend an Sträußern naschen
und beim Obstessen und Pfänden die schönsten
Früchte in ihre kleinen Schnäbel stecken können. Rein,
es fehlt ihnen inmitten ihres Ueberflusses meist das
Verständnis für das Leben zwischen hohen Stein-
mauern und fern der fruchtspendenden Natur.
Sonst würden sie vielleicht ihr Gewissen und ein Rest
ihrer alten Gebetsfrömmigkeit, die Gott Wammon ja
heute überall vernichtet, veranlassen, einmal einen
einigen Wagon ihrer Früchte als Geschenk theilab-
rollen zu lassen, volle Körbe neben Schultern auf-
zustellen und mit vollen Händen zu spenden, um das
Lachen und Jauchzen armer Stadtkinder zu hören.

Echte
Hausmacher Schürzenstoffe
Kleiderstoffe
Jackenstoffe
Unterrockstoffe
in den früheren bestbewährten Qualitäten in grosser Ausmusterung
neu eingetroffen
Heberzeugen Sie sich von meinen billigen Preisen!
H. C. Stammer, Boppard

Branntwein
Kariert Ausserst preiswert
Gustav Hamm, Weine-Spiritusen en gros,
Niederlahnstein, Telefon 135.

Wir empfehlen
frischen **Stückkalk (Weißkalk)**
und **Schwemmsteine**
zu herabgesetzten Preisen.
Bau-Geschäft Jakob Hehner, Nastätten.

Wünschen Sie
einen Landauer
oder Droschke
zur Ausfahrt, rufen Sie
Telefon 203
an
Losern, N.-Lahnstein,
Becherhöll 41.

Zopffabrikation
Zöpfe sowie alle
Haararbeiten werden
gut und billig angefertigt
bei Verwendung von altem
Haar.
Ausgehämmte Haare
werden zu den höchsten
Preisen angekauft
Blutrich Lips, Coblenz
Damer- und Horresstrasse,
Lohrstrasse 123.

Gründl. konzert.
Klavier-Unterricht
wird erteilt
Willy Arjens
Wilhelmstrasse 11.

Verfüglich
gegen:
Gallenstein
Pfortader-
stauung
und
Leberkalk

Ich rief mir die Augen, träumte ich jetzt oder
hätte ich geträumt?
Da stand ja mein alter, lieber Schreibsekretär.
Die Abendsonne so lange hatte ich geschlafen und
geträumt! Ich sah leuchtendrot ausglänzen und die
beiden Köpfe an seinem Kollbedel sahen aus wie
zwei blaue Augen, die schallhaft zu fragen schienen:
„Nun, willst du mich noch verkaufen?“
„Nimm!“ schrie ich.
Und der Brief? Und das Geheimnis? Du lieber
Gott, der Brief war ein Traum — wie der Verkauf.
Aber das — das Geheimnis war da. Eine Feder,
die ich wohl schon früher bemerkt, die aber nie
funktioniert hatte, gab jetzt plötzlich nach und das
Buch sprang auf. Und es war voll von alten Gold-
stücken ...

Pestalozzi

Von Max Jungnickel.

Gestern nacht hatte ich einen Traum, einen schön-
en Traum.
Unser Schullehrer sah ich im Traum. Kinder
um ihn herum, saßen ihn an die Hände.
Sie wanderten ins helle Winterlicht hinein; ziel-
los und froh.
Sie kamen in eine Stadt, da läuteten alle
Glocken. — Und das gab ein Zusammenfließen, daß
es ein großes Wunder war. Die Kinder schauten
darüber sehr und sagten, sie hätten in ihrem Leben
noch keine so große Melodie gehört. — Den Kindern
kam's vor, als ob die Glockentöne die armen, hung-
rigen Häuser schmückten und andächtig machten.
Durch einen Winterwald wanderten sie. Strah-
lend blauer Himmel sah in den Baumkronen. Es
war den Kindern, als wäre es Gottes Auge, das
auf sie herniederblinzelte.
Auf einem Feldweg, von wo man sehen konnte,
wie sich unter den Wäldern die Dörfer strecken, kam
ein Mann dem andern entgegengekommen. Er kam
näher, winkend und winkend. Es schien ein Bündel
zu sein, womit er winkte.
Jetzt stand er atemlos vor ihnen.

Die Kinder schauten sich erschrocken um ihn und
betrachteten ihn neugierig.
Er hatte ein hübsches Gesicht; braun und blut-
ternarbig und voller Kumpeln. Seine Haare waren
struppig und unordentlich, mit Strohhalmchen waren
sie vermischt. Vernachlässigt und unordentlich waren
seine Kleider. Er war keine Schullehrer. Ein lan-
ges weißes Bändchen, das sich irgendwo abgelöst
hätte, flatterte aus seinen Hüften heraus.
Als er ankam, lag er in seinem Gesicht eine tiefe
Traurigkeit. Aber als er auf die Kinder blickte,
zog über sein Gesicht eine Seligkeit, die ihn ganz
schön machte.
Es war Pestalozzi.
Er sprach bald langsam, bald schnell. Und seine
Sprache hatte einen weichen Klang.
Er griff den Schullehrer bei der Hand und fragte
„Wo willst du mit den Kindern hin?“
„Jugend wohin. Ich weiß es nicht,“ antwortete
unser Kantor.
Pestalozzi schüttelte nachdenklich den Kopf, dann
blickte er den Schullehrer mit strahlenden Augen an
und sprach freundlich: „Willst du mir nicht die Kinder
geben?“ — „Alle miteinander?“ — „Ich habe schon viele
Bettler gebeten, mit ihren Kindern zu geben, — und
ich habe sie humanisiert. — Gib mir die Kinder
du!“
Seine Augen hatten jetzt etwas Stilles, und
er machte Anstalten, vor unsern Schullehrer nieder-
zuknien und ihn anzuflehen: „Du schüttelst den
Kopf. — Wie sonderbar du mich ansiehst,“ sagte er
leise und senkte nachdenklich den Kopf: „Freilich bin
ich arm. — Mein Herz ist mein alles. — Gib mir
die Kinder!“
Der Schullehrer sagte dennoch leise: „Rein!“ —
Aber die Traurigkeit, die jetzt in Pestalozzi's Augen
lag, quälte unsern Schullehrer sehr.
„Wirst du den Blick nicht und die Wälder?“
fragte Pestalozzi.
Unser Schullehrer schüttelte den Kopf: „Die Kin-
der und ich, wir sind über den Wäldern, da merken
wir nichts.“
Pestalozzi blickte unsern Lehrer lange an, wie
man ein Wunder ansieht, und er nahm die Kantor-

hände und streichelte sie lange gütlich: „Das Wesen
der Menschen ist die Liebe. Und die Herzen der
Kinder sind wie ein Altarschein. — Drum bin ich
auch nicht schämen davon, wenn ich mal vier Wochen
lang kein warmes Mittagbrot im Leib habe und
mein Stuhl trocken Brot mit Wat auf den Gassen
verzehre. — Willst du mir nicht die Kinder ge-
ben?“ — „Ich will schon soviel zusammenbetiteln, daß
ich sie sattfriere. — Ich will ihnen die Erde zum
Himmel machen. — Der Mensch wird ja doch nur
für ein einziges Glück geboren.“
Unser Schullehrer sah nachdenklich auf Pestalozzi's
rechte Hand hernieder, die in ein Schnupstuch ge-
wickelt, etwas Rindes und Käses trug.
Pestalozzi merkte, daß auch die Kinder neugierig
auf das Schnupstuch blickten.
Etwas verlegen breitete er das Tuch auf der Erde
aus und sagte: „Steine habe ich da drin. — Es
sind keine wertvollen Steine. — Sie liegen hier zu
Tausenden herum.“
„Was machst du denn damit,“ fragte unser
Schullehrer.
„Ich sammle sie hier zu meiner Erholung. —
Alle Tage gehe ich hierher zu derselben Zeit wie
heute.“
„Und du trägst sie denn nach Hause und schüt-
test sie in einen großen Kasten?“ fragte unser
Kantor.
Pestalozzi schüttelte bedrögen und schüchtern den
Kopf: „Ich werfe sie wieder weg und setze sie nicht
mehr an. — Aber die Steine erholen mich.“
Er lachte, und die Kinder lachten mit.
Dernach sprach er zum Schullehrer: „Darum
bist du gerade mit den Kindern gezogen?“ — Er
dachte an etwas ganz anderes, nicht an das, was er
fragte.
„Weil ich wieder ganz klein werden wollte,“ sagte
unser Schullehrer mit stillen, nachdenklichen Lächeln
„Wahst du,“ erwiderte Pestalozzi, „ich läge schon
lange im Grabe, wenn ich keine Kinder mehr um
meine Nase herumhänge hätte. — Wenn der Pflug
entzwei ist, oder wenn das Fenster zerbrochen ist,
dann sagen die Kinder: „Es wird schon wieder ganz
werden.“ — Und das gefällt mir so.“ — Und jetzt

flüsterter er dem Kantor, ganz nah am Ohr, leise
und lächelnd zu: „Man muß den Kindern immer
das Wunderbarste entziffern.“
Pestalozzi blickte unsern Schullehrer wieder bit-
tend an und flüsterter: „Willst du mir nicht die Kin-
der geben?“
Als unser Kantor noch immer stumm blieb, sah
Pestalozzi an sich heranzu und gewachte das weiße,
baumelnde Bändchen auf seinem Schuh. — Er griff
es blitzschnell. — Mit einem gewaltigen Riß, so daß
noch ein Stück Unterhose daran hängen blieb, worf
er das Bändchen in den Graben und rannte, wie
verfolgt, über die Felder weg, in den Abend hinein.
Wunderlust war um ihn.
Es wurde Nacht.
Er rannte, rannte, mondbelegant war sein Gesicht.
Gott stieg hernieder im blauen Gefang der Sterne und
streichelte seine fliegenden Haare. —
Pestalozzi!
Johann Heinrich Pestalozzi, wie schön war mein
Traum von dir! —

Anmerkung der Schriftleitung: Wir bringen diese
Erzählung, weil das Thema Pestalozzi zurzeit aktuell ist
und weil man aus derselben sich nicht nur ein Urteil
über Pestalozzi, sondern auch über Max Jungnickel,
den neuromantischen Ritter der Gegenwart, bilden
kann.
Sommer
Von Hans Christoph Raerger
Ein Gleichnis redend, schreiet Gott durchs Feld
Und läßt gelassen aus der Hand die Reife fallen,
Ausharrend lauscht dem Wort die milde Welt —
Und doch, Geheimnis bleibt es allen.
Sie fassen nur das Bild und wissen nicht
In sanfter reichen Sinn zu läutern und zu deuten,
Sie fragen es wie stille Feiertag mit
Und hören nur ein fernes Glockenläuten.
Gott aber spricht sein Gleichnis durch das Feld
Und schenkt der Welt das Glück von erogen Dingen
Nur eine Wolke kost wie Frauenhand
Von seine Stirn, als wollte Gott sie bringen.